

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **66 (1986)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herr Matzerath mit sechzig Jahren, Ultimo vorbei

«Die Rättin» von Günter Grass¹

Was Günter Grass mit diesem Buch im Sinn hatte, das er ohne Gattungsbezeichnung herausgibt und darum auch nicht von einem Roman spricht, sagt der Erzähler schon im allerersten Satz: Auf Weihnachten wünschte er sich eine Ratte, von der er Reizwörter erhoffte *«für ein Gedicht, das von der Erziehung des Menschengeschlechts handelt»*. Ein bescheidener Vorsatz ist das gerade nicht, und – wie man sofort erkennt – eine Erziehung, die nach Ansicht der Rättin und ihres Gesprächspartners reichlich spät, vielleicht zu spät kommt. Ultimo ist in wichtigen, geträumten Teilen des Buches *«Die Rättin»* vorbei, die posthumane Zeit angebrochen. Es gibt nur ausgebrannte Siedlungen, freilich immer noch Ratten und schon ein paar Rattenmenschen auch, Menschen jedoch nur noch als ob. Die schaurigen Szenarios sind ausgemalt vor allem in den Gesprächen, die der Erzähler mit einer Ratte führt, von der ihm träumt, er umkreise mit ihr in einer Raumkapsel die Erde nach dem grossen Knall. *«Könnte es sein, dass beide»* – so fragt er einmal in einem der zahlreichen Gedichte, die immer wieder den Prosabericht durchbrechen –, *«die Ratte und ich / geträumt werden und Traum / dritter Gattung sind?»* Weil Endzeit herrscht, Kehraus in Natur und Kultur, hat Literatur, hat vor allem das

Erzählen von Märchen keinen rechten Sinn mehr. Der Wald ist gestorben, in dessen Schatten einst Jorinde und Joringel traurig waren; Schneewittchen und die sieben Zwerge sind ihrer traulichen Umwelt beraubt. Grass schreibt, obgleich dies längst keine Zeit zum Schreiben mehr ist. Was sollen Geschichten, wenn die Geschichte an ihre letzte Katastrophe gelangt ist? Fragwürdig wird da am Ende gar, was der weltberühmte Dichter vor Jahrzehnten erschaffen hat. Eine Figur, die einst *«als phantastische Ausgeburt des zwanzigsten Jahrhunderts»* gefeiert worden ist, tritt erneut vor ihn hin, und jetzt ist *«unser Herr Matzerath»* fast schon sechzig Jahre alt, geschäftlich als Videoproduzent arriviert und Erfinder einer Dramaturgie, die ihm erlaubt, neben Vergangenheit und Gegenwart immer auch schon im Kasten zu haben, was Zukunft zu nennen allerdings ein Euphemismus wäre. Mit Mercedes und Fahrer standesgemäss ausgerüstet, reist Herr Matzerath in die Kaschubei nach Polen, um der Einladung seiner berühmten Grossmutter Anna Koljaiczek zu ihrem hundertundsiebten Geburtstag Folge zu leisten, jener mythischen Anna Bronski, die einst an einem späten Oktobernachmittag in ihren Röcken am Rande eines Kartoffelackers nahe bei Bissau sass, man erinnert sich wohl. Auf der

Durchreise besucht Herr Matzerath Danzig, jetzt Gdansk, und trifft dann in Matern, wo die Grossmutter wohnt, mit einer weitverzweigten Verwandtschaft aus der «*Blechtrommel*» Zeiten zusammen, den Bronskis natürlich und den Stommas, den Kurbiellas und anderen, deren Vorfahren und Freunde ein gewiegter Grass-Leser alle kennen sollte. Nachgerade wird dennoch der Wunsch nach einer Grass-Konkordanz dringlich, ähnlich derjenigen, die Rolf Michaelis zu den «*Jahrestagen*» von Uwe Johnson verdienstvollerweise geschaffen hat.

Einen weiteren Zusammenhang selbständiger Art bildet ein Drehbuch aus Matzeraths Video-Produktion für einen Film mit allen verfügbaren Märchenfiguren vom Rotkäppchen bis zum Dornröschen und vom Froschkönig bis zum Rumpelstilzchen. Man will mit dem Streifen wirksam gegen das Waldsterben vorgehen. Ohne Wald keine Märchen, und wer denn möchte ohne Märchen leben? Die Bundesregierung hat für Jakob und Wilhelm Grimm ein Umweltministerium geschaffen. Rotkäppchens Grossmutter wünscht sich, dies nebenbei, den ersten Band des grossen Wörterbuchs, und Oskar Matzerath ordnet grosszügig an, dass ihr sämtliche zweiunddreissig Bände von Riesenschnecken herbeigeschleppt werden. Dann gibt es da auch noch – ein weiterer Erzählstrang – die von fünf seetüchtigen Frauen bemannte «*Neue Ilsebill*», einen alten Frachtewer, der jetzt als Forschungsschiff ausgerüstet ist. Die Frauen, unter ihnen Damroka, die Kapitänin, und eine Meereskundlerin, sollen die Verquallung der Ostsee wissenschaftlich untersuchen. Vor Usedom hören sie, dass die Medusen im Chor singen.

Wenn sie Anker werfen, ergibt sich für Damroka manchmal Gelegenheit, mit dem Butt ein paar Worte zu wechseln. Sie haben sich noch immer allerhand zu sagen.

*

In jedem der zwölf Kapitel werden die genannten Zusammenhänge und Gespräche weitergesponnen, angereichert, erweitert, oft auch im Dialog des Erzählers mit der Rätin, die er sich zu Weihnachten gewünscht hat und die er hartnäckig eben nicht Ratte, wie das Grimmsche Wörterbuch einheitlich für Männlein und Weiblein vorsieht, sondern – ironische Konzession an feministische Linguistik? – Rätin nennt. Eine neue Schreibart, eine neue Form für das Buch vom dicken Schlussstrich musste gefunden werden. Was jetzt vorliegt, gleicht einer Podiumsdiskussion, die das schöngeschwänzte Rattentier und sein wortmächtiger Interpret dominieren. Oder stehen wir vor einem Jüngsten Gericht, wo zwar nicht Gottvater selbst, aber die Rätin und Günter Grass gemeinsam die Schafe von den Böcken scheiden? Die Verse, die jedes Kapitel enthält, sind teils spielerisch, teils elegisch. Auf Seite 240 zum Beispiel steht ein Gedicht, das durch die erfolgreiche dtv-Ausgabe des Grimmschen Wörterbuchs inspiriert sein könnte. Seine Überschrift lautet: «*Die schönen Wörter*», und es besteht aus der Klage darüber, dass niemals mehr Labsal gesagt werden soll, nie mehr Glückseligkeit, Kummernis auch nicht mehr und auch nicht Biermolke (das ist das letzte Wort des ersten Bandes!), nicht Mehlschütte, Honigseim oder – als alte Umschreibung für Specht – der Bienenwolf. Bewegender kommt mir die Klage vor, in der sich

der Dichter mit dem rattenhaften Wesen und Benehmen der Punks befasst, in einem grossen Gedicht auf den Seiten 412/13:

*«Mehr und mehr ängstigen sich die Kinder.
Sie färben ihr Haar grell,
sie schminken sich schimmelgrün
oder kreideweiss,
um die Angst zu verschrecken.
Uns abhanden gekommen, schreien
sie stumm.»*

Söhne, *«biblisch oder sonstwie versorgte»*, entlaufen ihren Eltern, wollen nicht mehr nach dem Mass der Alten leben, nichtmal ein zorniges Nein wollen sie *«gegen unser fleissiges Ja»* setzen:

*«Ach, lieber Freund, was hat uns
so langlebig zweifeln gelehrt?
Von wann an irrten wir folgerichtig
auf Ziele zu?
Warum sind wir möglich ganz ohne
Sinn?»*

Hier wie überall in dem Buch werden die Sorge und auch der Ärger sprachmächtig laut. Ob der grosse Kehraus in der Verarmung der Sprache bestehe, im Waldsterben oder in der Verqualung der Ostsee, in der Selbstzerstörung des Menschengeschlechts durch den letzten Krieg: alles das wird verhandelt. Um den Untergang geht es, um das Ende aller Geschichte und den Anbruch der posthumanen Zeitrechnung. Die versunkene Stadt Vineta ist ein Mahnmal.

Mit seiner Weihnachtsratte hält der Erzähler Zwiesprache zum Thema. Die zähen und wandlungsfähigen Nagetiere nämlich haben ein hochentwickeltes Warnsystem und könnten darum den Menschen manches lehren. Sie reagie-

ren vorauswissend auf kommende Katastrophen, sie haben ein Paniksyndrom ausgebildet. Apokalyptische Drohungen veranlassen sie zum Handeln. Sie verlassen das sinkende Schiff oder gehen gar nicht erst an Bord. Anders eben als der Mensch, die Punks vielleicht ausgenommen, die von den Ratten gelernt haben, verhalten sie sich als *«niedrigste Kreaturen»* so, wie die Angst es ihnen gebietet. Darum haben sie eine Chance, den Untergang zu überleben. Wenn sich die Weihnachtsratte beim Autor beklagt, der Mensch sei immer für Dienste undankbar gewesen, die ihm von Ratten schon oft erwiesen worden seien, protestiert Günter Grass mit dem Hinweis auf seine literarischen und bildnerischen Werke: *«Ich preise dich zeilenlang und in Bildern gestrichelt.»* Und ausserdem erwähnt er – und ruft es vergesslichen Grass-Lesern gebührend in Erinnerung –, er habe früh schon bei Hochwasser zwei Ratten, Strich und Perle genannt, witzig über die Menschen plaudern lassen. Das bezieht sich auf das frühe Theaterstück *«Hochwasser»*. Ratten, als heraldischen Zusatz in Racines Wappen, aber auch sonst, sind schon immer ein wichtiges Motiv im Werk des Günter Grass, für den die Kloaken und das Hässliche, vertreten durch die geschwänzten Nager, die Herausforderung sind, auf die er mit Kunst antwortet. Schönheit existiert für ihn nicht ohne ihre Kehrseite, das Dunkle und Ekelhafte. Das Unappetitliche, man denke nur an das von Aalen wimmelnde Pferdeas in der *«Blechtrommel»*, war immer dabei, und auch das neue Buch *«Die Rätin»* bietet Beispiele genug einer stets virulenten Unerschrockenheit, schwärende, eitrig Wunden zu beschreiben oder die ge-

reihnten Knorpel eines von der Strahlung zerfressenen Rattenschwanzes auszumalen. Mit schriftstellerischer Akribie und grosser Bildkraft beschreibt der Erzähler die total «entsafteten» und geschrumpften Leichname, die in einem gespenstischen und russgeschwärzten Danzig herumliegen, wenn die Neutronenbombe alles Leben ausgelöscht und nur die Denkmäler stehen gelassen hat.

*

Aber erzieht man so das Menschengeschlecht? Mit Horrorvisionen und barscher Zurechtweisung? Müsste man ihm nicht eher eine noch mögliche, glücklichere Zukunft vor Augen stellen und nicht bloss ein gewiss auch mögliches, aber doch darum nicht auch schon wahrscheinliches Ende? Die Frage darf jedenfalls nicht damit erledigt und abgetan werden, dass etwa gesagt wird, man dürfe in Zeiten äusserster Gefahr den Kopf nicht in den Sand stecken. Von Angst allein müsse man sich leiten lassen. Es wäre nicht das erste Mal, dass Horrorvisionen und Angst hypnotisieren und lähmen. Herr Matzerath übrigens redet erfreulicherweise auch in diesem Sinne dazwischen, indem er – im zweiten Kapitel schon – den Videofilm über den Meisterfälscher Lothar Malskat anregt, der vor und nach dem Ereignis, das bei Grass der «Zwischenkrieg» heisst, im Geiste der Gotik in Kirchen gemalt hat, dass es aussieht, als habe er mittelalterliche Fresken restauriert. Dem Herrn Matzerath nämlich ist zuviel «Endzeitkulisse» in dem Buch; er ist gegen das «gottväterliche Schlussstrichziehen» und gegen den «apokalyptischen Kassensturz». Aber die

Selbstironie, die darin ihren Ausdruck findet, vermag nicht zu verdecken, dass Oskars Einwände stichhaltig sind.

Denn auch die Geschichte von Lothar Malskat, der – aus Königsberg gebürtig – in Schleswig an der Schlei «*Geschmack an gotischem Schmerz und gotischer Süsse*» gefunden hat, ist vor dem Tribunal der zu Ende gehenden Weltgeschichte ja nur ein kleiner Wicht, verglichen mit den grösseren Falschmünzern und Trugbildnern, die nach dem Krieg die zwei deutschen Staaten gegründet haben. Malskat lernt in Berlin-Lichterfelde den Kunstprofessor Ernst Fey kennen, in dessen Auftrag er nach dem Krieg die Fresken in der zerstörten Marienkirche in Lübeck auf seine Weise neu und gotisch malt. Da ist er längst bekannt als einer, dessen frühe Restaurationen den Beifall der Nazis fanden, weil zwischen den Heiligenfiguren germanische Runen zu finden waren, «*der Toten Tatenruhm*» zum Beispiel, und weil seine Tierfriese den vermeintlichen Beweis erbracht hatten, dass schon die germanischen Wikinger Amerika entdeckt haben müssen, denn diese Darstellungen zeigten den Truthahn, dessen Vorkommen in Europa man bisher erst seit Kolumbus datiert hatte. Aber Lothar Malskat löste in den fünfziger Jahren durch Selbstanzeige den Lübecker Bildfälscherprozess aus und wurde verurteilt. «*Die eigentlichen Täuscher jedoch*», fährt der Erzähler fort, blieben dem Richter ehrenwert, «*schummeln, tricksen, heucheln, lügen und frömmeln*» weiter bis auf den heutigen Tag. Er meint damit «*den Schummel, den wir abgekürzt BRD-DDR nennen*», und er meint die «*Machwerke der Staatsgründer*», die angeblich das Neue zu schaffen vorgaben, aber das

Alte beim Alten belassen. Fälschen und Verfälschen sei regierungsamtlich geworden, «*worauf die alten Zustände, als wäre in ihrer Folge nichts Entsetzliches geschehen, als neue Zustände ausgegeben wurden*». Auch wenn man des alternden Herrn Matzerath Zorn verstehen kann, bleibt er uns in seiner Schelte schuldig zu sagen, worin denn das von ihm geforderte Neue bestanden hätte.

*

Fünfhundert Seiten umfasst das Buch, eine Parforceleistung, ein Wettrennen um restliche Zeit, und doch in seiner Wirkung gebremst, umständlich und nicht ohne Längen, um eine Vollständigkeit bemüht, die ermüdet. Was einmal von Matzerath gesagt wird – «*So ist er nun mal. Immer das noch und das*» –, trifft auf Günter Grass in diesem breit aufgefächerten Textgebilde erst recht zu. Alles und jedes ist da ins Spiel gebracht, die lustigen Schlümpfe, mit denen unsere Kinder spielen, ebenso wie die aus Genmanipulation hervorgegangenen, knapp einen Meter grossen Rattenmenschen, der Fallout und die Videotechnik, das Grimmsche Wörterbuch und die Märchen ebenso wie die Gewerkschaft Solidarność, von der ganz am Schluss gesagt wird, dass sie siege, «*angenommen, es gäbe uns Menschen noch . . . doch diesmal wollen wir füreinander und ausserdem friedfertig, hörst du, in Liebe und sanft, wie wir geschaffen sind von Natur*». Mit oft schon bewiesener Übersicht und grossem Fleiss bewegt der Autor diese gewaltige und heterogene Stoffmasse durch die zwölf Kapitel, immer wortmächtig und auf Bilder und Szenen begierig, bis er bei der Party zum sechzigsten Geburtstag des seit seiner

Polenreise leidenden Herrn Matzerath anlangt. Unter den Gästen werden Kenner der Berliner Szene ein paar Bekannte treffen, zum Beispiel jenen Filmemacher, «*dem es vor nicht allzu langer Zeit gelungen war, mit eigener Produktion den Jugendjahren des Geburtstagskindes nahezukommen*». Das wirkt noch alles recht mühsam und über weite Strecken weder packend noch witzig.

Ich nehme davon ausdrücklich die grossartige Schilderung des nicht Beschreibbaren aus, die Vision des Augenblicks nach dem Grossen Knall im neunten Kapitel, in dem – wie die Inhaltsangabe zusammenfasst – «*die Frauen noch einmal aufleben, das Land ohne Regierung ist, nagend Hunger herrscht, zwei Mumien samt Zubehör überführt werden, worauf der Ackerbau beginnt, Ratte, Vogel und Sonnenblume ein Bild ergeben, die Menschen nur noch als ob sind, es überall spriesst, treibt, rankt, schon wieder Oskar dazwischenredet und nach der ersten Lautverschiebung das Erntedankfest gefeiert wird*». Was hier anhebt, ist ein Sprache gewordener Alptraum, eine Vision, die an die grosse Rede des toten Christus vom Weltengebäude herab erinnert, wie sie Jean Paul aufgezeichnet hat, Prosa von höchstem Rang auch innerhalb des Gesamtwerks von Günter Grass. Der fröhliche Geburtstag der Anna Koljaiczek findet ein jähes, schreckliches Ende, das Gelage und die gemütliche Stimmung rund um den Lehnstuhl der Patriarchin sind auf einmal weggewischt. «*Und ich sah, wie einander ablösende Ratten die sterblichen Reste Anna Koljaiczeks und unseres wieder zum Winzling gewordenen Oskar querfeld durch die gehügelte, doch*

gänzlich baum- und strauchlose Kaschubei trugen»: So hebt die eindrückliche Stelle dieser Traumerzählung an und malt ein Bild der Leere und des Abschieds, einen Leichenzug von Ratten durch die menschenleeren Gassen von Danzig nach dem Blitz. Am Altarsockel der Marienkirche werden die Mumien der Grossmutter und ihres Enkels zur letzten Ruhe gelegt. Die grotesken kleinen Schlümpfe, verzerrte Erinnerung ans Menschengewimmel, sinnlose und doch rührende Grabbeigaben, werden kunstvoll angeordnet, daneben Fruchtkränze, Brille, Kuckucksuhr, Rüben, Mais, eine reife Sonnenblume. Auf ein paar Seiten ist da gelungen, was jene Beklemmung auslöst, die in den andern Kapiteln ausbleibt. Weder das Kasperle-Wald- und Welttheater mit Märchenfiguren noch die fleissig strickenden Seefahrerinnen auf Quallenfahrt und auf der Suche nach der versunkenen Stadt Vineta, weder die Rattendialoge noch die Malskat-Episoden erreichen je diese Höhe.

Matzeraths Wiederkehr nach so vielen Jahren bleibt erst recht problematisch. Seinerzeit hat ihm die Kritik

«*geniale Verruchtheit*» bescheinigt, man sah in der «*Blechtrommel*» die grosse Tradition des Bildungsromans fortgesetzt, und einer (Enzensberger) überschrieb seine enthusiastische Besprechung gar mit «*Wilhelm Meister, auf Blech getrommelt*». Kein Zweifel, es war und ist ein Meisterstreich, diesen Gnom zu erfinden, der in einer grausamen, verrotteten Welt unverbildet, respektlos und schonungslos aufdeckt, was sich verbergen will. Damals schon gab es aber auch Stimmen, die von einem unverholenen Vergnügen Oskars und seines Schöpfers sprachen, der ganzen Menschheit am Zeug zu flicken. Wenn er diese Menschheit jetzt erziehen will, so ist Oskar wohl kaum der geeignete Lehrer. Ein Vorbild, in veränderten Zeitumständen und die Menschheit bedrohenden Bedingungen, etwa gar Wilhelm Meister vergleichbar, ist er mit sechzig Jahren noch weniger als in seiner Jugend.

Anton Krättli

¹ Günter Grass, *Die Rätin*. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1986.

Zeugnisse einer Wahlverwandtschaft

Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Karl Jaspers

«*Die Korrespondenz zwischen Hannah Arendt und Karl Jaspers ist in der Geschichte des Denkens der erste umfangreiche Briefwechsel zwischen einer Philosophin und einem Philosophen, der vollständig veröffentlicht wird.*» So die beiden Herausgeber, Lotte Köhler

und Hans Saner, im Vorwort des Bandes¹. Philosophiert wird freilich in den mehr als vierhundert Briefen eher nebenbei. Das viele Private und Geschäftliche (Verlagsangelegenheiten usw.) mag den einen Leser verdriessen; den andern wird es freuen, dass sich

Philosophen so menschlich geben können. Von der zwanzigjährigen Studentin, die dem etwas mehr als doppelt so alten, schon berühmten Heidelberger Philosophieprofessor schriftlich eine Seminarfrage vorlegt, avanciert Hannah Arendt zu dessen als ebenbürtig angenommener Briefpartnerin. Zur bevorzugten und regelmässigen wird sie nach siebenjährigem Unterbruch durch den Krieg und nachdem sie sich, in die Vereinigten Staaten emigriert, als Schriftstellerin – «*irgend etwas zwischen einem Historiker und einem politischen Publizisten*», wie sie sich ausdrückt – einen Namen gemacht hat. Während der ersten Nachkriegsjahre versorgt sie Jaspers und seine Frau Gertrud grosszügig mit Lebensmittelpaketen. Später hat er ihr für mannigfache Bemühung um die Verbreitung seiner Philosophie in Amerika zu danken.

Anteilnahme und Wertschätzung sind und bleiben aber gegenseitig. Versichert sie dem «*Lieben Verehrtesten*» – dies ihre Briefanrede auch nach geschlossener Duzfreundschaft – er sei der einzige Erzieher gewesen, den sie je habe anerkennen können, so bekennt er, sie gehöre ihm doch «*zu den soliden ‚Garantien‘, dass es mit dem Menschen nicht vorbei ist*». Durch ihre Besuche in Basel, wo er seit 1948 wirkt, gewinnt die Freundschaft familiären Charakter, was sich in zahlreichen Befindensnachrichten niederschlägt. Diese erstrecken sich auch auf die Ehepartner und andere nahestehende Personen, miteingeschlossen Jaspers' langjährige Haushälterin, Erna Möhrle. In Krankheitsfällen kehrt der Philosoph gerne den ehemaligen Mediziner hervor. Im ganzen herrscht – anscheinend ohne jede Störung für die

beiderseits glücklichen Ehen – ein platonischer Eros der Wahlverwandtschaft.

Unerschöpfliches Thema ist das Weltgeschehen. Jaspers, in der Hitlerzeit des Amtes enthoben und zusammen mit seiner jüdischen Frau dauernd gefährdet, war nachher für den geistigen Wiederaufbau in Deutschland tätig. «*Die Philosophie*», schreibt er im September 1946 an die Freundin, «*muss konkret und praktisch werden, ohne ihren Ursprung einen Augenblick zu vergessen.*» Durch Missverständnisse enttäuscht und aus dem Bedürfnis, wieder mehr der philosophischen Grundlagenforschung zu leben, nahm er die Berufung nach Basel an, was ihm die Deutschen verübelten. Die auch von der Schweiz aus fortgesetzten Bemühungen um die deutschen Probleme belegt der Briefwechsel mit allen stimmungsmässigen Begleittönen. «*Konkret und praktisch*» bemüht sich Jaspers um die Weltpolitik insgesamt, etwa indem er ein Verfahren skizziert, wie durch eine Volksabstimmung in Vietnam der dortige Krieg zu beenden wäre. «*Aber*», meint er sofort dazu, «*wie leicht lässt sich dergleichen denken, wie schwer realisieren.*»

Hannah Arendt hat vorab als Diagnostikerin den USA einiges zu bieten. Sie spricht von der «*grundsätzlichen Ungeistigkeit des Landes*», schätzt aber dessen «*freiheitliche oder doch wenigstens unfanatische Atmosphäre*» und setzt vorsichtige Hoffnungen auf die oppositionelle Studentenbewegung, die sie als Referentin und Dozentin an amerikanischen Hochschulen miterlebt. Trotz allerhand Meinungsverschiedenheiten wissen sich die Briefpartner einig in der Sorge vor totalitären Entwicklungen und beurteilen nach

diesem Kriterium de Gaulle, Adenauer, Chruschtschow, Kennedy und andere. Eindrucksvoll bewährt sich die Gesinnungsfreundschaft im Briefgespräch über Hannah Arendts Prozessbericht *«Eichmann in Jerusalem»*². Mit ihm zog sich die unabhängig denkende Jüdin heftige Kritik von jüdischer Seite zu. Gegen die entstellende Auslegung, wonach sie die nationalsozialistischen Verbrechen indirekt entschuldigt oder bagatellisiert habe, hält der Freund das Buch *«in der Sache für grossartig, in der Intention für ein neues Zeugnis Deines unbedingten Wahrheitswillens, in der Denkhaltung für tief und verzweiflungsvoll, in der Schreibweise für einen weiteren Beweis Deines literarischen Könnens»*.

Zu eingehender Erörterung philosophischer Grundfragen kommt es nirgends. Hannah Arendt will überhaupt keine Philosophin sein, sondern lediglich *«politische Theorie»* treiben. Nachdem sie in einem TV-Gespräch mit Günter Gaus³ erklärt hat, Politik *«mit, gewissermassen, von der Philosophie ungetrübten Augen»* sehen zu wollen, sucht Jaspers sie milde eines Bessern zu belehren. Er selber freilich möchte, bescheiden genug, *«zunächst ein Mensch von heute und nur vielleicht ein wenig Philosoph»* sein. Indessen ist die denkerische Energie beider bis ins Private hinein spürbar und sind die politisch bedeutsamen Begriffe von Jaspers' Existenzphilosophie, Freiheit, Vernunft und Kommunikation, die Leitsterne des Briefgesprächs. Charakteristisch für ihn sind einzelne philosophiegeschichtliche Äusserungen, so die Huldigung an Spinoza, das Bekenntnis zu Kant, die Würdigung des Soziologen Max Weber und die Verdikte über Marx als den geistigen Urheber des

Totalitarismus. Persönliches und Sachliches spielen ineinander in den beiderseitigen Bemerkungen über Martin Heidegger und Rudolf Bultmann, bei denen Hannah Arendt studiert hatte. Ihre Urteile haben manchmal einen sehr ungenierten Ton, so dass jedenfalls für sie gilt, was die Herausgeber im Vorwort von beiden annehmen: sie hätten *«vermutlich niemals an eine Publikation ihrer Korrespondenz gedacht»* und daher *«kaum eine Selbstzensur»* geübt. Ein Beispiel dafür, wie Hannah Arendt sozusagen im gleichen Atemzug vernichtend und hochachtend urteilen kann, sind ihre Worte beim Hinschied Paul Tillichs, der als Theologe und Philosoph immerhin weltweites Ansehen genoss: *«Er war im Grunde dumm, ohne jedes Urteilsvermögen, aber gerade dies hing auf kuriose Weise mit einer echten ‚Christlichkeit‘ zusammen. Ich habe ihn in all den Jahren nie über einen Menschen schlecht reden hören, auch nicht über seine Feinde.»*

Mit aufgenommen sind eine Anzahl Briefe von Gertrud Jaspers an Hannah Arendt und von deren zweitem Mann, Heinrich Blücher, an Karl Jaspers, dazu die betreffenden Antworten. Blücher dozierte wie seine Frau Philosophie, schrieb jedoch keine Bücher, weswegen ihn ein Freund den *«eineiigen Zwilling des Sokrates»* nannte. Jaspers bezeugte ihm grossen Respekt und mochte sich im Hinblick auf die erwähnte Enthaltung sogar ein bisschen minderwertig fühlen, verrät er doch in mehreren Briefen, wie skeptisch er vom Sinn des eigenen Publizierens denkt. Als existentielle Selbstkritik gehört Derartiges zu jener grenzenlosen Offenheit, die Saner in seiner Biographie⁴ an ihm rühmt.

Möglich, dass der unberühmte Zwilling des Sokrates, Gatte einer berühmten Frau und Freund ihres weltberühmten Freundes, die Publikation des Briefwechsels leise missbilligt hätte. Rühmen wir gebührenderweise trotzdem die herausgeberische Leistung von Lotte Köhler (für Hannah Arendt) und Hans Saner (für Karl Jaspers). Das gemeinsam verfasste Vorwort, das die vielfachen Aspekte der einzigartigen Beziehung erhellt, und mehr als hundert Seiten Anmerkungen sind das sichtbare Ergebnis ihrer Mühe.

Robert Mächler

¹ Hannah Arendt/Karl Jaspers, Briefwechsel 1926–1969. Herausgegeben von Lotte Köhler und Hans Saner. Piper Verlag, München 1985. – ² Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Granzow. Piper Verlag, München 1964. – ³ Gedruckt in: Günter Gaus, Zur Person. Porträts in Frage und Antwort. Feder Verlag, München 1964. – Ferner in: Gespräche mit Hannah Arendt. Herausgegeben von Adelbert Reif. Piper Verlag, München 1976. – ⁴ Karl Jaspers in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Hans Saner. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1970.

Suche nach Selbstbestimmung

Der Schriftsteller Joseph Zoderer

«Das Motiv für Realismus ist nie Bestätigung der Wirklichkeit, sondern Protest.» Dieses poetologisch-politische Diktum Alexander Kluges stammt etwa aus jener Zeit, da im Sog der «68er-Bewegung» junge Schriftsteller der etablierten, pauschal gesagt: Gruppe-47-Literatur, vorwarfen, sie sei verbürgerlicht und zum literaturbetrieblichen status quo verkommen, und einer jener Jungen, Peter Schneider, dieser Literatur vorwarf, sie gefalle sich in der üppigen Ausmalung gesellschaftlichen Leidens, statt die Verwechselbarkeit dieses Leidens und vor allem seine gesellschaftlichen Ursachen darzustellen.

Dieser Protest der jungen – und derer, die sich wieder oder noch dafür hielten – gegen die etablierten Schriftsteller

hatte, auch wenn sich die Zeiten seither gründlich geändert haben, Konsequenzen. Eine davon ist immer noch eine gewisse Idolatisierung des Wörtchens «jung», des Status' Jugendlichkeit. So gibt es Hersteller von Literatur, die nennen sich bis tief in ihre Dreissigerjahre gern «junger Schriftsteller», wohl vermutend, jenes kleine Beiwort garantiere ihren Hervorbringungen so etwas wie revoltierende Frische. Doch meist sind deren Produkte alles andere als neu, frisch oder gar jung, von revoltierendem Radikalismus ganz zu schweigen.

Der Protest, den sie zu vermitteln meinen, besteht in nichts anderem als eben in der üppigen Aufbereitung ihrer eigenen, als schrecklich apostrophierten Erlebnisse und Erfahrungen in

Elternhaus, Schule bzw. gern Internat oder erster Ehe, in der's nicht mehr so recht klappt, und verwechselbar an solchen Hervorbringungen sind nicht nur die Ursachen der beschriebenen Misere, sondern vor allem ihre Sprache, ihr Stil – ein literarischer Einheitsbrei.

Sprache und Stil dieser Bücher verraten meist nur, dass selbstverliebte unkritische Nabelschau den Blick auf eine Wirklichkeit blockiert, die offensichtlich immer schwerer differenziert auszumachen und im Klugeschen Sinne realistisch zu beschreiben, weil kaum mehr zu durchschauen ist. Sprache und Stil verraten auch, dass da platter Naturalismus, stilisierend ornamentiert, die Entwicklung einer literarischen Phantasie verhindert – einer auch politischen Phantasie, mit der vielleicht noch gegen die Lüge anzuschreiben wäre, die uns heute allenthalben als «Wirklichkeit» vorgeführt wird.

Wenn aber der Einzelne sich nur noch so als Vereinzelt erkennt und beschreibt, seine Erkenntnis nicht den schreibenden Protest in Gang setzt, wenn er sich also nur noch als *Opfer* seiner Erziehung und «der Verhältnisse», gleichsam geworden und geworfen begreift, dann nimmt er, als Schriftsteller nur noch das Couch-Produkt selbstpsychologisierender Methode, seiner Literatur das mögliche Protest- und seiner Literatur das notwendige Widerstands-Potential. Die grassierende «Ästhetik der Larmoyanz», die aus dieser modischen, entschieden affirmierenden Schreibhaltung entstanden ist, macht die Literatur wirklichkeitsblind, macht sie deshalb vor allem unnötig.

Der 1935 geborene Südtiroler

Schriftsteller *Joseph Zoderer* ist gewiss kein «junger» Autor mehr. Er hat seinen ersten Gedichtband (von insgesamt dreien) mit 39 Jahren und seinen ersten Roman «*Das Glück beim Händewaschen*»¹ mit 41 Jahren veröffentlicht – alles gleichsam unter Ausschluss der Öffentlichkeit, d. h. in Kleinverlagen, die von der marktgängigen Kritik kaum wahrgenommen werden.

1982 wurde dann Zoderers zweiter Roman «*Die Walsche*»² im Münchner Hanser-Verlag publiziert, der im selben Jahr auch den ersten nachdruckte. Zoderer erschien mit «*Die Walsche*» plötzlich auf der Bestenliste und bekam weithin gute Kritiken: Mit einem Male hatte die literarische Szene so etwas wie einen «jungen» Autor, von dem sich reden und schreiben liess, als sei er eben erst geboren. Der Markt hatte eine *nouveauté*, die er, wäre die Kritik aufmerksam gewesen, schon längst hätte haben können.

Denn schon Zoderers erster Roman «*Das Glück beim Händewaschen*» von 1976 überragte die thematisch ähnlichen Ausgiessungen von Jugend-, Elternhaus- und Internatserlebnissen, mit denen seither «junge» Literatur zu Buche schlug. Distanziert und dennoch betroffen, betroffen machend durch eine Sprache, die sich ihrer in jedem Satz gewiss ist und bar jeder larmoyanten Antönung, beschreibt Zoderer in diesem Buch das Leben eines österreichischen Jungen, «Südtirolers mit italienischem Pass», in einem Schweizer Internat. Zoderer verwandelt Leid erzählend nicht in gefühliges Selbst-Mitleid, sondern er beobachtet durch seine Figur Leid als Indikator individueller menschlicher Verhältnisse und gesellschaftlicher Prägungen und Mechanismen und überführt seine Beob-

achtungen gestaltend in Erkenntnis: über die individuellen Abgründe einer bequemeren Anpassung an die brutalen Verläufe institutionalisierender Gewalt anstelle eines notwendigen Widerstands; über das Zerschneiden individueller Identität; über die Entfremdung des Ich von sich selbst, weil Erziehung, beladen von Vorurteilen, eine von Anfang an gesetzte Fremdheit bestätigt und verstärkt, aber nicht abbaut.

Von Alexander Kluge, noch einmal, kommt auch die Erkenntnis, *«dass die wirkliche Qualität eines Autors in der Aufmerksamkeit liegt, durch die er aus der Vielfalt gesellschaftlicher Phänomene ein Bild herauswählt, das dann wie ein Kristallgitter wirkt. Um dieses Kristallgitter (...) kristallisiert sich (...) ein ganzer Zusammenhang.»*

Dieser Forderung ist Zoderer in seinem ersten Roman nachgekommen – er hat nicht einfach Erfahrungen abgeschrieben, sondern sie erzählend in Erkenntnis verwandelt: Er hat einen Erfahrungs- als einen Erkenntnisprozess nicht erläutert, sondern erzählt.

Thema in Zoderers zweitem Roman *«Die Walsche»* ist, ähnlich wie im ersten, Fremdheit, Entfremdung. Doch sie wird hier nicht erzählt als Prozess und dessen Ergebnis, sondern als erinnerte Erfahrung in einem nochmaligen Erlebnis manifester gesellschaftlicher Strukturen und unverrückbarer Verhältnisse, die Schicht um Schicht abgelöst und entfaltet werden.

Olga, Mitte dreissig, kehrt aus der Stadt unten im Tal, wo sie mit dem Italiener Silvano zusammenlebt, für einige Tage in ihr Südtiroler Heimatdorf zurück, um ihren Vater zu beerdigen; der war im Suff regelrecht verendet, alleingelassen und von allen im

Dorf verachtet. Sein Schicksal liefert gleichsam die Grundschicht für das Thema des Romans, auf ihr entwickelt Zoderer ein Geflecht von Beziehungen, in denen sich vielschichtig Entfremdungsprozesse und Fremdheitserfahrungen spiegeln.

Das Kriegsabitur hatte es dem Vater einst erspart, sein Leben im Dorf als Knecht zu fristen; stattdessen wurde er Lehrer, neben dem Pfarrer der zweite *«Studierte»*; schon deshalb war er den anderen, Bauern meist, fremd, und schon immer hatte er sich von dieser Fremdheit befreien, hatte er davonziehen wollen. Doch die Frau, die er dann geheiratet hatte, die Älteste von einem angesehenen Hof, *«musste wohl für ihn der Beweis, die Gewähr für alle Zeiten gewesen sein, dass er hierher gehörte und etwas war.»*

Hin- und hergerissen zwischen Bleiben und Davongehen hatte er sich allen, auch seiner Frau, vor allem aber sich selbst, immer mehr entfremdet: *«Dieser auf die Fremde, auf das Fremdsein eingerichtete Mensch hatte sich mit den Jahren immer entschiedener gegen das Fremdsein gewehrt. Dieser Fremdheitsspezialist, fast musste sie (Olga) lachen, er, der einerseits das Weggehen predigte und andererseits nichts wie mittun wollte mit den anderen, und doch wie kaum einer im Ort ein einheimischer Fremder gewesen und es bis zum Schluss geblieben war.»*

Weil der Vater diesen Zwiespalt stets nur beredet, sich aber nie von ihm befreit hatte, war schliesslich *«seine Frau, ihre Mutter, (die) ihm jahrelang aufs Wort geglaubt (hatte), bis sie an nichts mehr in diesem Ort, am allerwenigsten an ihn hatte glauben können (...) mit ihr, Olga, alles liegen und stehen lassend, davongefahren (...),*

um in einer Fabrik ein neues, ein eigenes Leben zu beginnen».

Olga bleibt auch nach dem Tod der Mutter in der Stadt, lernt dort Silvano kennen, beide betreiben eine Bar im italienischen Teil der Stadt. Und Olgas Fremdheit verdoppelt sich.

Für die Leute im Dorf, aber auch für ihren Vater, ist sie nun nicht nur die Abtrünnige, die der Heimat den Rücken kehrte, sondern auch die «Walsche», die mit den verhassten Italienern zusammenlebt. Aber auch deren laute und gesellige Lebensart bleibt Olga fremd; schwerfällig empfindet sie sich im Kreis von Silvanos Freunden, zumal sie deren Sprache nur unvollkommen spricht: *«Wie oft hatte sie sich, wenn auch meist nur für Augenblicke, bei Silvano allein oder, noch öfter, mit ihm inmitten seiner lärmenden Freunde plötzlich fremd und ohne Halt, auf jeden Fall heimatlos gefühlt, als ob sie, Silvano und sie, nie ganz zusammenkommen, nie durch eine letzte Trennwand hindurch und mit den Köpfen endlich zueinanderstossen könnten.»*

Zoderer hat seinen Roman gebaut wie eine Sonate, die ihr Grundthema «Fremdheit», konstituierend umspielt von den Themen «Beharren» und «Verändern», variantenreich durchführt. Er hat diesem Thema eine Geschichte gegeben, hat sie in ein Bild gestellt, um dessen, mit Kluge zu sprechen, *«Kristallgitter (. . .) sich ein ganzer Zusammenhang»* bilden liess. Olgas Rückkehr ins Dorf, das Ineinander von Begegnungen dort mit Erinnerungen an die alten Zeiten und an ihr Leben mit Silvano, legt Schicht um Schicht den Prozess vielfältiger Entfremdungen frei, macht ihr die Bedingungen ihrer Fremdheit bewusst – noch ein-

mal erlebt Olga bewusst, was sie unbewusst geprägt hat. Die Fremdheit, die sie empfindet, weil alle im Dorf auf Distanz gehen zu ihr, der Walschen, wächst in ihr zur bewussteren Befremdung, wird schliesslich zum gewollten Akt der Distanzierung, der sie endlich frei machen könnte für ein selbstverständlicheres Leben mit Silvano, und in seiner Welt.

Die Sonate, um im Bild zu bleiben, endet mit einer Coda, in deren nun endgültigem Abschied von einer schon einmal verlassenen Welt Hoffnung auf Überwindung der Fremdheit signalisiert wird: *«Als sie sich in ihren Wagen setzte, sah sie durch das Scheibenglas die weissgrünen Flechten am Latenzaun vor dem Holzschuppen und dahinter die Wiese bis zum Wald, Vaters Welt, in milchiger Dämmerung. Sie startete den Motor und legte den Rückwärtsgang ein, bevor sie aber den Fuss von der Kupplung nahm, beugte sie den Kopf zum Lenkrad hinunter und küsste den Rücken ihrer Hand.»*

Zoderer hat in einer möglichst einfachen Disposition grundlegende Bedingungen menschlicher Entfremdung und Fremdheit in eine Sprache gebracht, die nicht begrifflich, sondern erzählerisch argumentiert. Wo seine Sprache an Kafka erinnert, bleibt sie gleichwohl souverän, ist Kafkas Stimmung nicht bloss epigonal eingesetzt. Literarisch plausibel entfaltet Zoderer Olgas Bewusstwerdung, die jenes in dumpfem Empfinden eingeschlossene Ausgeliefertsein überwindet, dem, als Ohnmacht gegen Vorurteile, das Gefühl der Fremdheit entspringt. Nur die rationale Durchdringung und Erkenntnis ihrer Grundlagen und Voraussetzungen vermag von ihm zu befreien – auch wenn die Sehnsüchte, die noch

immer damit verbunden sind, vermutlich nie ganz abzuschneiden sind.

Zoderers dritter Roman *«Lontano»*³ spielt diese Themen auf wiederum andere Weise durch; nur wandelt sich die Perspektive, verändert sich das Personal – aber die Sache, um die es da geht, bleibt Grundthema: Selbstbestimmung durch Sprache als Erkenntnisinstrument, damit Fremdheit überwunden werde.

Wird in *«Die Walsche»* von gegebener und wachsender Fremdheit nicht erzählt als Prozess und sein Ergebnis, sondern als konstante Erfahrung und Erlebnis manifester Strukturen, die Schicht um Schicht abgelöst, d. h. erzählend entfaltet werden, so befreit sich der Erzähler in *«Lontano»* von einer Welt, in der ihm die Identität abhanden gekommen ist, weil alle, die ihm etwas bedeuten, sich von ihm entfernen: Mena, seine Frau, will mit einem anderen zusammenleben; und die Mutter des Erzählers liegt im Sterben. Indem sich die ihm vertrauten Verhältnisse auflösen, in denen er Sicherheit gewann, wird er sich selbst zunehmend fremder, gerät in Entfernung von sich und vermag, erstmals, sich selbst distanziert zu betrachten. Und er erkennt, dass die Sicherheit, in der er gelebt hat, das Mass seiner Identität begrenzt, ja beenzt hat, dass sie ihm die Möglichkeiten, Neues zu erleben, genommen hat.

So flieht er die unvertraut gewordene Umgebung, setzt damit auch für sich selbst einen möglichen neuen Anfang; er fliegt nach New York: *«Ich fliege in zwei Wochen, sagte er zu seinem Freund, hättest Du dir das im November gedacht, Frankfurt – New York, ich bin frei, ich fange noch einmal von vorne an. Alles könne nun*

wieder geschehen, alles sei möglich, jede Veränderung sei besser als keine, sagte er und hörte sich kichern, er nehme jedes Risiko auf sich, auch das Risiko, nicht mehr zurückzukommen, ja, er wundere sich über sich und frage, warum er nicht schon früher mehr riskiert habe.»

Eben um diese Frage geht es Zoderer in *«Lontano»*: Worin liegen die Gründe dafür, dass Menschen, je mehr sie umstellt sind von ihren Gewohnheiten, um so weniger riskieren, nichts Neues mehr erleben – *«sie tappen in dieses Nichts hinein wie in das Aller-vertrauteste, in ihre Armseligkeit taumeln sie hinein und seien zeitweilig sogar glücklich darüber»*, heisst es da. Das Thema der Fremdheit wird hier also durchgespielt als die Möglichkeit, sich und seinen Gewohnheiten sich zu entfremden, um in fremder, neuer Sicht auch eine neue Freiheit zu gewinnen.

Die gewinnt der Erzähler in *«Lontano»* noch nicht sogleich nach seiner Ankunft in Amerika, wo er im Hause seiner Schwester lebt und nun, von aussen, deren Gewohnheiten wahrnimmt. Zoderer malt hier faszinierend das Bild des amerikanischen Durchschnittsbürgers, der in seiner Gewöhnung an ein normiertes Leben kaum nur das Leben anderer wahrzunehmen imstande ist, die Schwester in ihrer amerikanischen Kleinbürgerlichkeit nicht einmal die Probleme des Bruders, an denen sie doch durch den Tod der Mutter in Gemeinsamkeit gebunden sein sollte. So flieht der Erzähler – der übrigens namenlos bleibt – bald auch diesen Ort einer letzten Bindung und geht *«on the road»*, ziellos, von keiner Absicht determiniert, völlig frei.

Ein solcher Ausgang ist natürlich

nicht ohne Vorbilder, Amerika als Land der «unbegrenzten Möglichkeiten» ist bis hin zu Peter Handke und Gerhard Roth ein beliebter literarischer Topos. Aber Zoderer liefert sich diesem Topos nicht aus, eine solche Entfernung aus der Enge der unfrei machenden Gewohnheiten wäre inzwischen doch allzu platt. Und so führt er seinen Erzähler auf den letzten Seiten des Buches über einen Friedhof – *«die Feuchtigkeit des besprengten Rasens kühlte die Haut unter seinen Füßen, sie rannten um kaum zwanzig Zentimeter aus der Erde ragende Namens tafeln herum, sie zogen ihre Spiralen über einen kleinen Friedhof, es gab kein Kreuz und keinen Marmorsockel, aber wenn er für einige Augenblicke innehielt, um zu verschnaufen, las er immer wieder Korea oder Vietnam»*. Das auf amerikanische Weise beschworene Freiheits-Ideal wird so auch wieder als ideologisch befrachtete, also in Wirklichkeit unfreie Freiheits-Hülse dekuviert: konkret, durch die fast bei läufige Nennung zweier Namen: Korea, Vietnam.

Die Entfernung aus der Gewohnheit also kann gar nicht zu *der* Freiheit als einem vorausbestimmten Ziel führen; denn jedes beabsichtigte Ziel als Vor-

stellung von einem Endzustand machte den Begriff «Freiheit» als wirklich freie Lebensmöglichkeit zunichte. Zoderer versteht «Freiheit» als Prozess: als Befreiung. Wie in *«Die Walsche»* beschreibt er in *«Lontano»* das Sich-Entfernen als Freiheit, den *Weg*, nicht sein Ziel. Und so ist auch nicht das offene Ende des Buches das Ziel des Erzählens, sondern das Erzählen selbst: als Entfaltung von Erkenntnis, als Beschreibung von Befreiung, nicht: von Freiheit.

Der Schriftsteller Zoderer hat mit *«Lontano»* dem Grundthema seiner Literatur: dem ständigen Fragen und Suchen nach Selbstbestimmung, eine neue Variante, eine neue Perspektive hinzugefügt. Im Grunde gehören die drei Romane, die er bisher geschrieben hat, zusammen: Es sind Wegbeschreibungen von Erkenntnis- als Befreiungsprozessen.

Heinz Ludwig Arnold

¹ Joseph Zoderer, *Das Glück beim Händewaschen*, Carl Hanser Verlag, München 1982. – ² Joseph Zoderer, *Die Walsche*, Carl Hanser Verlag, 1984. – ³ Joseph Zoderer, *Lontano*, Carl Hanser Verlag, 1984.

Aggressive USA?

Eine Darstellung der amerikanischen Sicherheitspolitik

1973 erschien ein Buch von Raymond Aron mit dem Titel *«République impériale. Les Etats-Unis dans le monde 1945–1972»*. Darin zeigte der Verfasser auf, wie die USA nach dem

Zweiten Weltkrieg im interstaatlichen System die erste Rolle spielten, während ihre Wirtschaft das Zentrum des Welthandels und des Geldes darstellte. Nicht zuletzt wurde ihm klar, dass sich

die grosse Politik, die sich in den Beziehungen zwischen Staaten, im Kalten Krieg und in der Entspannung ausdrückte, nicht von den Wirtschaftsbeziehungen, vom Marshall-Plan, vom Dollar als internationaler Währung, von den multinationalen Gesellschaften und von den Übersee-Investitionen trennen liess. Der Verfasser ging nicht zuletzt der Frage nach, bis zu welchem Punkt die letzteren eine neue Form des Imperialismus darstellten. Er ortete auf alle Fälle eine imperiale Haltung, welche dem ebenfalls starken Hang zum Isolationismus entgegenstand, sich aber immer wieder durchsetzte.

Aron hat die Reisen Nixons nach Peking und Moskau in jenem Buch noch verarbeitet. Das tragische Ende des verbündeten Südvietnam, Watergate, das Geiseldrama von Teheran und der Wiederaufschwung des amerikanischen Selbstbewusstseins zu Beginn der achtziger Jahre kamen später. Und doch hätte der Autor seine Folgerungen wohl kaum wesentlich zu ändern brauchen: Eine Grossmacht dieser Statur, die sich innert nur 200 Jahren dank eines ausgeprägten Sendungsbewusstseins entwickelt hat, trägt selbst als Demokratie unweigerlich imperiale Züge. Herausgefordert durch einen mächtigen Gegenspieler, und versehen mit einer wirtschaftlichen Dynamik ohnegleichen, musste ihr Verhalten auf der Weltbühne zwangsläufig selbst ihren Freunden dann und wann als bedrohlich erscheinen.

Dabei tut nichts zur Sache, dass das Selbstverständnis der Amerikaner auf moralischen Kategorien aufbaut, welche im christlich-europäischen Erbe wurzeln. Ihre schiere Grösse und Ausstrahlung machen die USA zu einem machtpolitischen Faktor, doch Macht,

so wissen wir, birgt immer die Gefahr des Missbrauchs. Sie kann selbst bei der Durchsetzung noch so berechtigter Eigeninteressen zu einer Gefahr für die Interessen Dritter, ihrer Selbstbestimmung werden. Noch als Verbündete schränkt eine Grossmacht den Spielraum ihrer Alliierten derart ein, dass Spannungen unausweichlich sind.

Zwischen imperialem Charakter und Aggressivität besteht nun allerdings ein gewichtiger Unterschied: Zum ersten gehört unter anderem die Schutzfunktion für eine Klientel, die sich allein nicht zu behaupten wüsste. Etwas, das im heutigen Europa nur zu oft vergessen wird. Ohne die eigene unersetzbare Stärke und ohne den imperialen Willen, bei der Gestaltung der Weltordnung aus einer Ideologie demokratisch-freiheitlicher Wertvorstellungen heraus mitzuwirken, hätte es weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg ein Eingreifen der USA zugunsten der Westeuropäer gegeben.

Aggressivität andererseits muss unterschiedlich gewichtet werden, wenn sie im wirtschaftlichen oder im politisch-militärischen Bereich zum Ausdruck kommt. Der Kapitalismus als Wirtschaftsordnung, dessen Dynamik den Lebensstandard von Millionen zu steigern vermag, kommt ohne expansive Erweiterung und Durchdringung der Märkte nicht aus. Ob und wie weit er das politische Handeln der Völker bestimmte, und ob dies zum Nutzen oder zum Schaden Dritter geschah, ist eine Streitfrage unter Historikern. Sicher gibt es, um nur einen Aspekt zu nennen – auch ausserhalb der USA – den militärisch-industriellen Komplex, der nicht nur zur Selbstbehauptung unerlässlich ist, sondern auch eine Eigen-gesetzlichkeit erreichen kann, die po-

litische Lösungen beeinflusst. Doch die Hauptfrage geht primär danach, ob sich Aggressivität im strategisch-militärischen Sinne nachweisen lässt oder nicht. Konkret gesprochen: Wurden oder werden Angriffskriege geführt? Wurden oder werden fremde Nationen unterdrückt? Wird die eigene Überlegenheit zur Unterwerfung der Gegenspieler brutal missbraucht oder werden moralische Grenzen eingehalten?

Antworten auf solche Fragen können nicht vordergründig sein; sie haben insbesondere die Sicherheitspolitik einer Nation und die sich daraus ergebenden militärischen und rüstungstechnischen Massnahmen im einzelnen zu analysieren. Dies vor allem im Atomzeitalter, in dem Paradoxes weit mehr als je zuvor die Strategie bestimmt. Offensivwaffen können defensiv sein, Defensivsysteme offensiven Charakter haben. Risiken garantieren die Stabilität unter Umständen weit mehr als ein stabiles Gleichgewicht auf einer strategischen Ebene, das kriegsrische Handlungsfreiheit auf einer andern begünstigt. Die Ausrichtung auf Vergeltung statt auf Verteidigung beruht nicht auf freiem strategischem Entschluss und ist deshalb von moralischen Kategorien weitgehend unabhängig. Sie war bis anhin vielmehr eine Funktion der Waffentechnik und ihrer Möglichkeiten beziehungsweise Grenzen.

«Angst vor den Freunden»

Immer wieder hat daher die Nähe des Giganten Unbehagen ausgelöst. Erstaunlicherweise griff aber die «Angst vor den Freunden» (Oskar Lafontaine)

just in jenem Zeitpunkt um sich, als die Sowjetunion mit ihrer SS-20-Aufrüstung Europa einer neuen, ernsthaften Bedrohung unterwarf. Die USA erklärten sich auf Drängen ihrer westeuropäischen Verbündeten bereit, ihrerseits «nachzurüsten» und mit der Aufstellung von eigenen Mittelstreckenwaffen für die Wiederherstellung des Gleichgewichts zu sorgen. Man räumte indessen der Sowjetunion eine Art Mitspracherecht ein, indem die Stationierung vier Jahre ausgesetzt wurde, um Zeit für das Aushandeln einer für beide Seiten annehmbaren Lösung zu gewinnen.

Es ist im Lichte der heutigen sowjetischen Abrüstungsvorschläge nicht ohne Pikanterie, daran zu erinnern, mit welcher Schärfe sie damals die Reagan'sche Null-Lösung zurückwies und alles auf die Karte einer beispiellosen Propagandakampagne setzte, die auch prompt verfiel. Weiteste Kreise in Westeuropa überkam ein grosses Entsetzen, nicht etwa primär vor den sowjetischen Raketen, die schon stationiert waren, sondern vor dem amerikanischen Gegenzug. Man sah in den USA plötzlich eine kriegslüsterne Macht, die nach der Weltherrschaft strebte, den Atomkrieg hiezu als Mittel, also als führbar betrachtete, und die sich so provokant benahm, dass selbst ein sowjetischer Präventivschlag auf Europa einigen Westeuropäern als berechtigt erschien und somit als naheliegend angesehen wurde.

Die geistige Verwirrung nahm die erstaunlichsten Formen an. Gewisse Angstmacher sprachen beispielsweise davon, dass mit der Mittelstreckenwaffen-Stationierung eine gewollte amerikanische Abkoppelung von unserem Kontinent stattfinde, bis sie ausge-

rechnet von der Sowjetunion belehrt wurden, dass man selbstverständlich jede auf den Osten abgefeuerte Mittelstreckenwaffe für eine amerikanische ansehen und demzufolge die USA dafür entgelten lassen würde. Entsprechend wurden auch sowjetische Atomunterseeboote näher an die amerikanische Küste herangeschoben.

So ging es also nicht primär um eine Fundamentalkritik der Vergeltungsstrategie, für die sich in der Tat viele Gründe finden lassen, sondern um die Brandmarkung einer deutlich empfundenen amerikanisch-militärischen Aggressivität, die man in der kleinsten Handlung der USA und jeder Äusserung ihrer militärischen Exponenten belegt sah, und vor der man sich bedroht fühlte, selbst wenn es sich für jeden Sachverständigen um traditionelle Elemente der geltenden Atomstrategie handelte. Der vorläufige Zusammenbruch der europäischen Friedensbewegung und die Einsicht einiger ihrer Exponenten, primär das Spiel der Sowjetunion gespielt zu haben, bedeutet nicht, dass dieses Gefühl verschwunden wäre; es hat sich nur verlagert. Sein Objekt ist zurzeit die Strategische Verteidigungsinitiative (SDI), gegen die im Verein mit der Sowjetunion Sturm gelaufen wird, obwohl sie immerhin eine gewisse Chance dafür bietet, die seit langem – von den gleichen Leuten – geforderte Abkehr von der Vergeltungsstrategie der «mutual assured destruction» zu vollziehen, und zwar mittels konventioneller, defensiver Waffen.

Die Gründe für diesen neuen «Friedenskampf» sind mannigfaltig, und niemand würde leugnen, dass sich mit SDI zahlreiche höchst schwierige und nicht nur technische, sondern auch

strategische Probleme stellen, aber es muss zu denken geben, dass so viele westliche Kommentatoren offenbar ausserstande sind zu erkennen, was ebenfalls darin liegt: die Chance nämlich für ein neues strategisches Gleichgewicht, das sich auf ein beidseitig ausgewogenes System von Defensiv- und Offensivwaffen und nicht mehr ausschliesslich auf Vergeltungsdrohung stützt. Wäre es nicht bereits ein Fortschritt, wenn die Bevölkerung nicht nur der Supermächte, sondern letztlich der ganzen Welt nicht mehr als Geisel dienen müsste? Jedenfalls ein erster, bedeutender Einbruch in die ebenso unbefriedigende wie festgefahrene Situation auf globalstrategischer Ebene, der bereits positive Folgen zeitigte: Die Sowjets kehrten 1985 an den Verhandlungstisch zurück; sie bieten zahlreiche Abrüstungsschritte an, die vorher für sie tabu waren.

Auslöser dieser Entwicklung aber waren die USA. Aus Aggressivität? Um die Sowjetunion in die Knie zu zwingen? Oder gar um einen Krieg auszulösen, von dem sie im vornherein ganz klar wissen, dass er auch zum eigenen Untergang führt?

Veränderungen und Konstanten

Solche und ähnliche Fragestellungen sind nicht zuletzt darum wichtig, weil ihre Beantwortung über Kooperation oder Konfrontation im westlichen Lager entscheidet. Sie müssen allerdings über das, was in einem Aufsatz aufgezählt werden kann, weit hinausführen. Und die Antworten müssen frei von demagogischer und propagandistischer Absicht analysiert werden. So ist es denn verdienstlich, dass der soeben er-

nannte Ordinarius für Sicherheitspolitik und Konfliktforschung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Kurt R. Spillmann, ein Buch über die «Amerikanische Sicherheitspolitik 1945–1985»¹ vorlegt, worin er zuhänden eines breiteren Leserkreises Klischees abbauen und sie durch Sachinformationen in geschichtlicher Perspektive ersetzen will. Sein Haupttitel: «*Aggressive USA?*» ist somit keineswegs nur ein Mittel der Verkaufsförderung, sondern brisanter Hintergrund für die Beschäftigung mit dem Buchthema. Dennoch bleibt der Verfasser bei dieser Grundfrage nicht stehen, sondern befasst sich über den historischen Abriss hinaus mit den aktuellen Themen strategischer Gegenwarts- und Zukunftsbetrachtung: Wie wird die Rolle Westeuropas von den USA her gesehen? Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Veränderung oder Neuformulierung sicherheitspolitischer Faktoren und Konstanten für die Europäer? Was bedeutet der zurzeit wieder wachsende Unilateralismus der USA, was ihr Wiedererstarken als globale Grossmacht? Er berührt aber auch die nicht zu übersehende Verlagerung der weltwirtschaftlichen Dynamik vom stagnierenden Europa weg in die aufstrebenden, hart arbeitenden Länder Asiens. Wird diesem Vorgang auch eine Verlagerung der politischen, vor allem der sicherheitspolitischen Interessen folgen?

Spillmann holt mit Recht weit aus. Auch die heutige amerikanische Sicherheitspolitik ist ohne die Kenntnis ihrer Verwurzelung in einer Friedensideologie nicht zu verstehen. Selbst die zahlreichen Interventionen in die lateinamerikanischen Nachbarstaaten von 1903 (Panama) bis 1983 (Grenada)

wurden ohne das Ziel einer bleibenden, direkt militärischen oder politischen Beherrschung vorgenommen, sondern zum Zwecke wirtschaftlicher Öffnung, auf der Basis amerikanischer Werte, allenfalls zur Abwehr einer feindlichen Wertordnung. Auch die Interventionen in Europa während der beiden Weltkriege erfolgten in einem eigentlichen Kreuzzugsgeist. Ihm entsprach der den Siegen folgende euphorische Internationalismus, der sich im Völkerbund und in der UNO manifestierte.

Um so grösser war die Enttäuschung, dass der Friede damit nicht gesichert werden konnte und das von den USA angebotene demokratische Modell nicht überall angenommen wurde, sondern sich allenthalben, nicht zuletzt mit der Weigerung der Sowjetunion abzurüsten, neue Gefahren aufbauten.

«containment» statt Aggression

Die Antwort der USA hiess nun aber bezeichnenderweise nicht Pochen auf das Atommonopol beziehungsweise auf die atomare Überlegenheit, die sie bis zum Beginn der siebziger Jahre innehatte; sie hiess vielmehr «containment», also Eindämmung durch einen Ring strategischer Positionen. Selbst auf offene Übergriffe wie in Korea und Vietnam reagierten die USA mit begrenzten konventionellen Mitteln, wobei gleichsam parallel zu diesen handgreiflichen Reaktionen die eigentliche Atomstrategie entwickelt wurde.

Der Verfasser folgt der amerikanischen Strategiedebatte, beleuchtet ihre Wandlungen von der massiven Vergel-

tung zur flexiblen Erwidmung und schildert insbesondere die Wende von 1979, als das Verhalten der Sowjetunion zu Präsident Carters jähem Erwachen aus philanthropischen Träumen und zur Ablösung der Entspannung durch eine Neudefinition der vitalen Sicherheitsinteressen der USA führte.

Immer wieder wird auch das Verhältnis zu Europa aus amerikanischer Sicht beleuchtet: Können die USA ihrem Anspruch, Europa nuklear zu beschützen, nach wie vor genügen, obwohl sie seit geraumer Zeit selbst nuklear bedroht sind und wenigstens in der Optik der gegenwärtigen Administration sogar befürchten müssen, einem sowjetischen Erstschiag ausgesetzt zu werden? Entsprechende Zweifel – hüben und drüben des Atlantiks – hatten sich schon bald nach dem «Sputnik-Schock» eingestellt. Und es war der ehemalige Verteidigungsminister McNamara, der sich in den sechziger Jahren als erster zur Einsicht durchrang, dass die Überlegenheit der USA nicht endlos aufrechterhalten werden könne, sondern der Sowjetunion Parität zugestanden werden müsse. Bei aller politischen und ideologischen Gegnerschaft wurden deshalb noch unter Kennedy Rüstungskontroll-Verhandlungen eingeleitet. Und nach dem Vietnam-Debakel wurden auch die weltweiten Eindämmungs-Verpflichtungen der USA durch die Nixon-Doktrin massiv re-dimensioniert.

Im Epilog befasst sich Spillmann schliesslich mit der tiefen Enttäuschung und Frustration, welche das Resultat des sowjetischen Ausgreifens in Afrika, in Afghanistan und ihr Vorgehen im Rüstungsbereich in den USA

auslöste. Gewisse scharfmacherische Töne des neuen Präsidenten Reagan wurden aber in Europa weniger als Reaktion auf diese Vorkommnisse, denn als Zeichen kriegerischer Absichten, ja, als Vorboten einer heimlichen Erstschiagsplanung gewertet. Für die Wortführer der Kampagne gegen die NATO-Nachrüstung ein Beweis für die Triftigkeit ihrer Befürchtungen.

Demgegenüber notiert der Verfasser zu Recht: «... solche Interpretationen sind dem amerikanischen Denken über den Sinn der eigenen Aussen- und Sicherheitspolitik fremd... Die Unterwerfung und direkte Beherrschung fremder Gebiete und Bevölkerungen ist auch heute noch mit dem republikanischen und freiheitlichen Grund-Credo der amerikanischen Bevölkerung unvereinbar.» Da der kommunistische Gegenspieler eingestandenermassen den Sieg der eigenen Philosophie und die Herrschaft über die Welt anstrebe, werde jede amerikanische militärische und politische Unterstützungstätigkeit im Ausland als defensiv angesehen. Unerklärlich sei den Amerikanern auch die Einschätzung ihrer überseeischen Wirtschaftstätigkeit als «imperialistisch». Blauäugigkeit, Naivität oder gar Zynismus? Zweifellos ist der letztere nicht die Grundhaltung der grossen Mehrheit, die von der Mission und den ehrlichen Absichten ihres Landes überzeugt ist. Solche Fragen werden von den Amerikanern denn auch guten Gewissens zurückgewiesen, und Befürchtungen, welche die «imperiale Republik» allein durch ihre, den Europäer oft störende politisch-psychologische Undifferenziertheit auslöst, werden mit ehrlichem Erstaunen quittiert.

Wertvoller Überblick

Kurt Spillmann ist mit seinem während eines Forschungssemesters in Washington entstandenen Buch zwei Bedürfnissen gerecht geworden. In einer – auch auf frühere umfangreiche Arbeiten abgestützten – objektivierenden Art weist er den Vorwurf der Aggressivität an die USA anhand ihrer neueren sicherheitspolitischen Konzeptionen zurück. Zum andern bietet er dem strategisch Interessierten eine leicht fassliche Übersicht über 40 Jahre amerikanischer Sicherheitspolitik. Dass auf breitere Behandlung der politischen Aspekte sowie mancher Entscheidungspunkte und geistigen Strömungen verzichtet wurde, ergab sich aus der Natur eines Handbuches und eines auf konzise Übersicht angelegten Werkes.

Wer nach Wertungen oder auch nur nach näherer Behandlung der strategisch bedeutenden Ereignisse wie Koreakrieg, Kubakrise oder Vietnamkrieg sucht, kann in dieser auf die Entwicklung strategischer Theorien ausgerichteten Darstellung nicht auf seine Rechnung kommen; er verfügt damit jedoch über einen Einordnungsraster, der die Positionierung militärstrategischer Handlungen im amerikanischen Denken erlaubt und verständlich macht. Die eingehende Darstellung eines einzelnen, zweifellos aktuellen und faszinierenden Rüstungsschrittes wie der SDI, bildet eine Ausnahme, die den Rahmen der Darstellung atypisch erweitert. Man hätte sich hier eine mehr auf ihre Auswirkungen ausge-

richtete strategische Analyse gewünscht, auch wenn zuzugeben ist, dass gerade eine solche auf zahlreiche Schwierigkeiten stossen würde, ist die SDI doch vorläufig noch Gegenstand erbitterter konzeptioneller Auseinandersetzungen.

Ein weiterer Wunsch, der sich nach Lektüre von Spillmanns strategischer Übersicht aufdrängt, richtet sich nach einer ähnlichen Darstellung der sowjetischen Strategie im Wandel der Jahrzehnte und nach einer Analyse von Interaktion und Selbständigkeit im strategischen Denken der beiden Supermächte. Wahrscheinlich würde daraus hervorgehen, dass beide wohl begriffen haben, dass sie die andere Seite militärisch nicht bezwingen können, dass sie aber noch weit davon entfernt sind, die vollen Konsequenzen aus diesem Sachverhalt zu ziehen. Noch immer wird Rüstungskontrolle als Element der primär auf Waffen aufgebauten Verteidigungspolitik, wenn nicht sogar als Propagandavehikel betrachtet, anstatt in der Waffenverminderung und Systementschärfung ein eigenständiges Ziel zu erblicken. Vielleicht lässt sich mindestens auf amerikanischer Seite die traditionelle «Ideologie des Friedens» allmählich in dieser Weise zu einer Handlungsstrategie in Richtung auf kooperative Rüstungssteuerung und postatomare Stabilität entwickeln.

Gustav Däniker

¹ Kurt R. Spillmann, «Amerikanische Sicherheitspolitik 1945–1985», Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1985.

Hinweise

«Die Rätin» parodiert

Fast scheint es, die Ratte als Leit-, Kult- und Wappentier werde Mode. Man spricht von ihr als dem «Lieblingstier einer seismographischen Literatur», deren Hauptwerk selbstverständlich jetzt «Die Rätin» von Günter Grass ist. Es gibt andere Veröffentlichungen, die von Ratten handeln, und es gibt, angekündigt als «Das literarische Bubenstück» im *Eichborn Verlag, Frankfurt am Main*, eine in Buchform erschienene Parodie: *Günter Ratte: Der Grass*. Nun ist die Parodie eine ehrwürdige literarische Form, und wer sich der brillanten Muster dieser Gattung erinnert, die seinerzeit Robert Neumann unter Sammeltiteln wie «Unter falscher Flagge» oder «Mit fremden Federn» herausgegeben hat, weiss zugleich, dass sie hohe Ansprüche stellt. Der unbekanntes Verfasser, der sich hinter dem Pseudonym Günter Ratte versteckt, könnte da noch einiges hinzulernen. Er ahmt zwar die Form des neuen Buches von Grass nach, mit Kapitelzusammenfassungen, Dialogen und eingestreuten Gedichten; aber dass er seinem Opfer genau auf den Duktus, auf den unverwechselbaren Gang seiner Prosa und seiner Verse geschaut hat und diese dann parodiert, kann man nicht sagen. Er bewegt sich in Verballhornungen des Inhalts. Neumann, seinerzeit, hat gesagt, Parodie sei etwas anderes als Nachahmung. Der wahre Parodist ist ein hochkarätiger Kritiker. Das ist der Verfasser der hier angezeigten Grass-Parodie nicht. Trotzdem muss man be-

grüssen, dass die Form überhaupt gewagt wird. Das literarische Leben wäre reicher, die Sensibilität für Stil wäre feiner, wenn wir mehr Parodien hätten.

Karl Kerényi: Wege und Weggenossen I

In den von *Magda Kerényi* betreuten Werken in Einzelausgaben ist der erste Teil jener Arbeiten zusammengefasst, die der Religionshistoriker und Mythenforscher Karl Kerényi als fünften Band seiner Werkausgabe zusammengefasst hat. Diese Studien, Vorträge und Essays sind so zahl- und umfangreich, dass eine Teilung in zwei Bände erforderlich war. Der vorliegende Band enthält die der Religionsforschung geltenden Essays «Umgang mit Göttlichem» (1955) und «Wesen und Gegenwartigkeit des Mythos» (1964). Umfangreicher ist der in einem zweiten Teil des Bandes zusammengefasste Komplex, der Kerényis Auseinandersetzung mit Dichtern und Schriftstellern gewidmet ist, die ihm wichtig, ja unentbehrlich waren. Hier ist im Einzelfall nachzuvollziehen, wie Kerényi dem Geist des Mythos im zeitgenössischen Schaffen nachgespürt hat, wie er Verbindungen und Zusammenhänge erkannte und ins Gespräch brachte, so mit Thomas Mann, mit Hermann Hesse, mit den neugriechischen Schriftstellern Pendelis Prevelakis und Nikos Kazantzakis sowie dem ungarischen Romancier László Németh. Zahlreich sind die Aufsätze und Vorträge, die

sich Friedrich Hölderlin zuwenden, in dem Kerényi einen Religionsverkünder erkannte, «dessen Verkündigung durch keine Religion, die aus ihr entstand, verdeckt wurde, da sie im festgefügt dichterischen Wort verblieb und in keine Religionsgründung übergang». Der Band enthält Anmerkungen sowie ein Namen- und Sachregister. Die herausgeberischen Erläuterungen, soweit sie notwendig sind, hat Magda Kerényi dem zweiten Band von «Wege und Weggenossen» mitgegeben, der demnächst erscheinen soll (*Langen Müller Verlag, München und Wien 1985*).

Die Meisterdramen von O'Neill

Eugene O'Neill ist so etwas wie der Vater des amerikanischen Dramas. Arthur Miller, Tennessee Williams und andere konnten auf dem weiterbauen, was O'Neill fast aus dem Nichts für das amerikanische Theater getan hat. Ein Band im Rahmen des «Klassischen Programms» enthält dreizehn Meisterdramen, von verschiedenen Übersetzern ins Deutsche übersetzt. Ausser knappen bibliographischen Angaben über Entstehung, Uraufführung und deutsche Erstaufführung enthält die Sammlung leider kein Nachwort, keine Biographie, keinen auch noch so knappen Apparat. Das ist eigentlich schade, weil gerade in diesem Fall Einführung und Erläuterung wünschbar wären. O'Neill hatte Vorbilder: Shaw, Gorki, vor allem Ibsen und Strindberg, den er in seiner Rede bei der Entgegennahme des Nobelpreises das grösste Genie unter allen modernen Dramatikern nannte. Neben den bekannten grossen Stücken wie «Trauer muss Elektra tragen», «Der Eismann kommt» und «Eines langen

Tages Reise in die Nacht» enthält der Band auch Einakter wie «Im Nebel vor Cardiff» (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1986*).

Else Lasker-Schüler – Biographien einer deutsch-jüdischen Dichterin

Sie ist eine Legende, eine poetische Erscheinung und eine tragische Gestalt dieses Jahrhunderts. Und sie ist, vor allem, eine Lyrikerin von reinstem Geblüt. Ihre Dramen werden eher selten gespielt, aber wenn es geschieht, ist es ein Tanz auf des Messers Schneide zwischen Poesie und Lächerlichkeit, zwischen Naivität und Märchenwelt, der – man weiss es – nie mehr ohne den Massenmord zu denken sein wird, der nach 1933 Wirklichkeit wurde. *Sigrid Bauschingers* umfangreiche Biographie *Else Lasker-Schüler. Ihr Werk und ihre Zeit* ist schon 1980 erschienen (bei *Lothar Stiehm in Heidelberg*). Wir ziehen das Buch zum Vergleich bei, da soeben ein neuer biographischer Versuch vorgelegt worden ist: *Jakob Hessing, Else Lasker-Schüler. Biographie einer deutsch-jüdischen Dichterin* (im *von Loeper Verlag, Karlsruhe 1985*). Hessing behauptet im Vorwort, was Sigrid Bauschinger vorbringe, trage wenig zum Verständnis der Lebenstragödie der Jüdin bei. Ebenso abschätzig äussert er sich über Dieter Bänisch, der 1970 einen Beitrag zur kritischen Rezeption der Dichterin veröffentlicht hat. Hessings Anliegen ist schon im Titel seiner Biographie angedeutet: ihm geht es um kulturelle Traditionen des Judentums in Deutschland, um Assimilation und Absonderung, um Vertreibung und Ausrottung und dann um jenes «Hebräerland»,

das Else Lasker-Schüler im dichterischen Wort sich erschaffen hat. Hessings Buch ist gedacht als Interpretation eines Lebens und eines Werks aus den historischen und geistigen Voraussetzungen des deutschen Judentums heraus. Er wehrt sich gegen die «geistige Abtötung», die der physischen vorausgegangen sei, und er will am Beispiel dieser Dichterin zeigen, wie sich in ihr ein kollektives Unglück spiegelt: dass sie in ihrem Werk reflektiert, was durch Assimilation und Verdrängung verdeckt ist. Aber muss er darum die Verdienste einer Sigrid Bau-

singer abwerten? Ihre grosse Biographie ist reich an – auch anekdotischem – Stoff, sie ist reich dokumentiert durch Quellen, durch Berichte von Zeitgenossen, und sie geht sehr ausführlich auf das umfangreiche Werk der Dichterin ein und setzt sich detailliert mit Dieter Bänchs Kritik auseinander, die offensichtlich ihre schwachen Stellen hat. Sigrid Bauschingers Biographie ist nach wie vor unersetzlich; sie enthält unter anderem auch einen zum Teil farbigen Bildteil, der auch das zeichnerische Schaffen Else Lasker-Schülers vorstellt.



Unbeschwert mit einer guten Versicherung


Schweizerische Mobiliar
 Versicherungsgesellschaft

...macht Menschen sicher

150
 JAHRE

Sprüngli

TRADITION QUALITÄT
 ZUKUNFT

**Neu
 von Sprüngli:
 Jubiläums-
 Konfekt**

Paradeplatz, Hauptbahnhof, Shop Ville,
 Löwenplatz, Stadelhoferplatz, Glattzentrum,
 SC-Spreitenbach, Airport-Shopping Kloten